

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 14

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman
[Fortsetzung]
Autor: Flückiger, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

10

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

«Allerdings ...»

«Um so mehr, als Almond fast eine Million Francs auf sich trug, als er verschwand.»

Wohlwend sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Philipp wartete. Der andere sagte nichts. Er fuhr fort:

«Wenn Doublet noch am Leben wäre ... oder wenn wir wenigstens wüssten, mit wem Doublet gearbeitet hat ...»

«Levelu weiss auch nichts?» fragte Wohlwend.
«Nein.»

«Ach, ich möchte Ihnen so gerne helfen können, Herr Rigot. Schon um des Andenkens an Ihren Vater willen; sein Name wird da hineingezogen, wofür ich natürlich zum Teil verantwortlich bin. Aber es war eben Krieg; sogar harmlose Verbindungen mit Frankreich waren schwierig genug, und erst solche! Man konnte nur auf einer Basis unbedingten Vertrauens arbeiten ...»

Die Worte gingen Wohlwend zu glatt von den Lippen. Philipp fühlte, dass der andere sich wieder in der Gewalt hatte — er musste versuchen, ihn stärker zu bedrängen.

«Dieses unbedingte Vertrauen hatten Sie zu Doublet?» fragte er.

«Ja.»

«Und wenn ... nun ja, ich kenne die Pläne von Almonds Erben nicht genau ... aber wenn es zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung kommen sollte, da wäre es möglich, dass Sie als Zeuge vorgeladen würden. Sie verstehen, dass ich alles daran setzen muss, den guten Namen meines Vaters zu schützen. Ich nehme an, dass Sie mich dabei unterstützen werden.»

Wohlwend blickte ihn an. «Selbstverständlich, Herr Rigot. Es ist doch ganz einfach meine Pflicht, und ich müsste es tun, auch wenn ich Ihrem Vater weiter nichts schuldete. Und Sie wissen, dass ich ihm für seine Hilfe bei der Gründung der „Zeitstimme“ zu grossem Dank verpflichtet bin. Sie dürfen auf mich zählen.»

Das Medaillon bestand aus vier oder fünf ineinanderverschlungenen Kreisen, in denen die übrigen Motive des Teppichs wiederholt und gleichsam gesammelt waren.

«Auch dann, wenn Gregorianu auf der Gegenseite ist?»

War es nur Einbildung, dass er Wohlwends Hände zittern sah? Sein Gesicht war etwas verkrampft, aber das war es wohl immer. Vielleicht hatte er in einer der Broschüre gelernt, wie man sich einem Angriff entgegenzustellen habe ... Aber er hatte nicht genug Selbstbeherrschung, um eine Antwort zu finden oder sie auszusprechen. Philipp wartete.

Endlich sprach Wohlwend, nicht mehr in seinem etwas gekünstelten Bass, sondern mit leiser, gepresster, hoher Stimme: «Warum fragen Sie mich das?»

«Es kann sein, dass Gregorianu auf der Gegenseite sein wird ...»

«Gregorianu? Der ... der Schieber?»

«Ja. Sie kennen ihn?»

«Jedermann hat von ihm gehört.»

«Aber Sie kennen ihn nicht persönlich?»

«Nein, nicht eigentlich. Ich glaube mich zu erinnern, dass ich ihn einmal traf ... irgendwo. Sie wissen, man trifft jedermann in meinem Beruf ... Helle und Dunkle ...»

Er hatte seine Basstimme wiedergefunden und das Lächeln unter der Hornbrille, das vielleicht auch im Erfolgssbuch stand.

«Natürlich ...»

Das Summen des Telefons unterbrach die Stille. Wohlwend rief ungeduldig in den Hörer: «Wer? Ich will jetzt nicht gestört werden! Wer? Er war bestellt? Ach ja, natürlich steht es auf dem Kalender. Bitten Sie ihn, zu warten ...»

«Ich will Sie nicht länger aufhalten», sagte Philipp. «Ganz wie Sie wünschen, Herr Rigot. Wie gesagt: selbstverständlich stehe ich zu Ihrer Verfügung, und wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann, lassen sie es mich bitte wissen. Nur ... eines noch: Vergessen Sie nicht, dass es sich bei Transaktionen wie dieser nicht um so

einfache Dinge handelte wie ... wie etwa ein Bankgeschäft. Es waren Notzeiten und Notfälle, und man konnte ihnen nur mit Notlösungen beikommen ...»

Er stand auf, straffte sich und reichte Philipp die Hand.

Wohlwend hörte zerstreut seinem nächsten Besucher zu, der ihm eine Reihe von Artikeln über die europäische Nachkriegspolitik verkaufen wollte. So rasch er konnte, schickte er den Mann wieder fort.

Das Telephon summte von neuem. «Ich bin heute für niemand mehr zu sprechen!» rief er in den Hörer. «Sagen Sie den Leuten, sie sollen morgen wieder anrufen.» Er sah in der Agenda nach, und als er keine weiteren Verabredungen vermerkt fand, liess er sich, tief aufseufzend, in den Sessel fallen.

«Das Haus, die Büchersammlung, die Bilder, die „Zeitstimme“ — all das habe ich mit meinen Händen geschaffen, aus nichts und wieder nichts ... Nur der Hilfsverein ... der verfluchte Hilfsverein!» Das Dämmerlicht des Raumes verwandelte sich in das des schäbigen Hotelzimmers beim Ostbahnhof, das er am Tag seiner Ankunft in Paris bezogen hatte ... Das war vor dem Krieg gewesen, vor über zehn Jahren. Er hatte sein Doktorat bestanden. Die Zeit der Arbeitslosigkeit war noch nicht vom wirtschaftlichen Aufschwung der Rüstungsjahre abgelöst worden; für einen, der wie er aus dem Nichts kam, war kaum eine Stelle zu finden. Schon gar nicht eine solche, die auch nur entfernt eine Möglichkeit zur Verwirklichung seines ehrgeizigen Planes geboten hätte: die Gründung seiner eigenen Zeitung oder Zeitschrift. Ein unsinniger Plan für jemanden, der keinen Rappen Geld besass. Aber er hatte immer gewusst, dass er es schaffen würde!

Er war damals überall dabeigewesen. Mit der Rheinlandbesetzung hatte er angefangen, mit dem Abessinienkrieg war er fortgefahren, und seine Reportagen wurden gut bezahlt ... wenn auch die Kollegen spöttisch lachten über seine Manier, die Ansichten eines Chauffeurs oder Dienstmädchens ausführlich zu zitieren ... Er hatte über den Anschluss Oesterreichs berichtet und die Vorfälle im Sudetenland. Und dann, im Sommer 1938, war er in Paris angekommen, von wo er nach Spanien fahren wollte.

Dort hatte er Sichler wiedergetroffen. Zu Hause hatte er nie ins Gespräch eingegriffen, wenn sich die Stubenhocker Geschichten von Sichler erzählten: dass er in die Legion geflüchtet sei, dass er ein Vermögen im Mädchenhandel gemacht habe, dass er unter falschem Namen ein Oberst bei den spanischen Royalisten oder den Aufständischen sei. Er hatte es vermieden, an Sichler auch nur zu denken.

Die Pariser Zeit war schlimm gewesen. Die Zeitung, auf deren Vorschüsse er gerechnet hatte, sandte jemand anders nach Spanien. Er besass nicht einmal das Fahrgeld nach Hause und sah den Augenblick kommen, da er nicht nur seine Mahlzeiten auf eine Stange Brot und ein Glas Wein beschränken musste, sondern auch das Zimmer nicht mehr bezahlen konnte.

Als er Sichler damals auf der Strasse traf, vergaß er für den Augenblick, unter welchen Umständen sie einander zuletzt gesehen hatten. Sichler war nur ein bekanntes Gesicht in der fremden Stadt, ein Helfer, vielleicht ein Retter.

Und Sichler half. Mit fünfzig Franken zunächst. Dann, als sich die Pechsträhne hinauszog, Monate und Monate, mit hundert, fünfhundert und mehr. Sichlers Brieftasche war immer voll — und wenn es auch bitter genug war, die Verachtung hinunterzuschlucken, die er sehr wohl in ihm spürte: Not kennt kein Gebot. Sichler verschaffte ihm Arbeit, als der Winter kam. Harmlose Berichte, die es zu ordnen und zusammenzufassen galt, für einen Mann, der die Interessen deutscher Flüchtlinge vertrat und daneben allerhand Geschäfte betrieb, von denen man wenig erfuhr. Zuerst brachte Sichler jeweils die Papiere und holte sie wieder ab. Dann, einmal, hatte er sie selber zurückbringen müssen. Das war die erste Begegnung mit Gregorianu.

Es folgten ihr noch viele — bis zu der entscheidenden. Wie war es nur dazu gekommen, dass er dem Mann von seinem grossen Plan erzählt hatte? Es war gewiss kein Geld von ihm zu erwarten. Wie hätte sich Gregorianu für die Gründung einer Zeitschrift, noch dazu in der Schweiz, interessieren können? Es war einfach so gekommen, irgendwie, gesprächsweise ...

Unruhig stand er auf, zog Rock und Krawatte an, wusch Gesicht und Hände mit kühllem Wasser.

Doch — hatte er nicht gewusst, dass Gregorianu viele Beziehungen hatte und immer bereit war, jemandem zu helfen, der ihm später nützlich sein konnte? Nun, wie dem auch war, den entscheiden-

den Fehler hatte er begangen, als er sich auf Gregorianus Vorschlag einliess. Der Mann konnte ihm kein Geld geben . . . oder nicht viel. Gerade genug, um als solventer Mann nach Zürich zurückzukehren. Aber er wollte ihn mit Rigot, dem Inhaber der alten Bank, in Verbindung bringen . . . durch die richtigen Leute natürlich. Rigot stand im Ruf, sich leicht für vaterländische und menschenfreundliche Unternehmungen gewinnen zu lassen. Wenn man ihm die Zeitschrift schmackhaft machte . . .

Oh, er hatte es verstanden, sie ihm schmackhaft zu machen! Wäre er nur nicht aus dem Nichts gekommen! Hätte er nur eine andere Möglichkeit gehabt, an Rigot heranzukommen! Aber es musste durch Gregorianu sein. Und der verlangte eine kleine, oh, ganz belanglose Gegenleistung. Gregorianu fand die Schweizer so . . . nun, so zugeknöpft, so schwerfällig, so altmodisch in ihren Auffassungen und auch so rückständig in der Art, in der sie die Probleme der Flüchtlinge behandelten, besonders solche, die mit Geld zusammenhingen. Er brauchte jemanden in der Schweiz, der sich für seine Interessen und die der andern Flüchtlinge etwas einsetzen würde, oh, nur so ganz gelegentlich, vielleicht mal bei einem Amte vorsprechen, vielleicht auch mal etwas Geld verwahren . . . Solche Dinge konnte in der Schweiz nur ein Schweizer tun. Und wenn er eine Stellung einnahm wie etwa die des Herausgebers einer Zeitschrift, von der man wusste, dass dahinter einer der angesehensten Bankiers stand . . . nun, so konnte das nur von gutem sein.

Und er hatte die «Zeitstimme» gründen können um den Preis, daneben auch den Hilfsverein für Flüchtlinge zu gründen, von dem er sich ausrechnen konnte, dass er niemandem helfen würde ausser Gregorianu selbst. Einen Strohmann hatte ihn Sichler genannt . . .

Der Krieg brach aus, als die ersten drei oder vier Nummern der «Zeitstimme» erschienen waren, und von Gregorianu hörte er nichts. Als Frankreich besetzt wurde und die Verbindung mit Gregorianu abriß, hatte er sich schon erlöst geglaubt. Bis die Ueberweisung kam, und Sichler.

Hunderttausend Franken, und Almond war verschwunden. Kurz darauf war Sichler wieder in Zürich aufgetaucht und hatte ihm das Geld abgefordert. Welche Mühe hatte es ihn gekostet, Sichler wenigstens davon zu überzeugen, dass man Rigot sagen musste, was mit dem Geld geschah! Und darauf hatte Sichler den Levelu vorgescho-

ben, der versprach, das Geld nach Frankreich zu bringen. Er, Wohlwend, hatte nichts genommen von dem Geld, keinen Rappen! Aber er wusste, dass Levelu nur ein Strohmann war. Warum hatte er sich dazu hergegeben, Rigot zu täuschen? Er hätte ihm doch reinen Wein einschenken können. Aber dann hätte er beichten müssen, wie er sich Rigots Hilfe erschlichen hatte. Nein! Das war unmöglich in seiner Stellung! Erst heute konnte man wissen, wie man damals hätte handeln sollen. Es war nicht wieder gutzumachen. Er hatte sich fangen lassen in einem Netz, von dem er nur halb wusste, wie es geflochten war.

Dann kam der junge Rigot. Das war die letzte Gelegenheit, aus dem Netz zu schlüpfen. Statt dessen hatte er selber das Netz noch enger zugezogen, indem er dem Jungen den gefälschten Brief von diesem Doublet vorlegte, den ihm Sichler aus Paris geschickt hatte. Und wie gut es Sichler doch verstand, sich zu decken! Er hatte ihm genaue Anweisungen gegeben, wie er die Doublet-Geschichte erklären sollte. Aber er hatte sie ihm nicht etwa geschrieben, sondern sie durch Knauer mündlich übermitteln lassen — durch einen Halbgescheiten, dessen Kopf gerade ausreichte, Sichlers Befehle mit der Ergebenheit eines Hundes auszuführen. Und Sichler hatte ihm nichts davon gesagt, dass Doublet schon lange tot war.

Wohlwend sprang auf. Sichler musste ihm erklären, was gespielt wurde! Mit zitternden Händen stellte er die Nummer ein.

Knauer antwortete. Sichler sei immer noch in Paris. Nein, er wisse nicht, wann er zurückkomme. Ja gewiss, er werde Sichler bestellen, sofort nach seiner Heimkehr Wohlwend anzurufen.

Wohlwend legte den Hörer auf und trat ans Fenster. Der Platz am Fluss lag schon im Abendschatten, vom friedlichen Rauschen des Brunnens erfüllt. Er schlug die Läden zu und schloss das Fenster. Es war nichts zu machen. Er konnte nur warten. Das Netz war gespannt, vielleicht zog es sich schon zu.

XI. KAPITEL

1

«Wieviel ich erreicht habe, wenn überhaupt etwas, weiss ich nicht . . .», erklärte Philipp, nachdem er Gerson über seine Unterredung mit Wohlwend berichtet hatte. Sie sassen in dem Zimmer mit den gelben Seidendecken; Katia han-

tierte draussen in der Küche, um den Tee herzurichten.

«Aber ich bin fast sicher, dass ich etwas getroffen habe, als ich Gregorianus Namen erwähnte. Ich wagte nicht weiter zu gehen, als die Möglichkeit einer gerichtlichen Auseinandersetzung um das Geld und das Verschwinden von Almond anzudeuten.»

Der Professor dachte nach. «Sie gingen hin, ihm Angst zu machen. . . . Das scheinen Sie erreicht zu haben. Was ich mich frage, ist, ob auch Gregorianu dadurch Angst bekommen wird. Sie können sich denken, dass Wohlwend vor allem wird stillsitzen wollen. Im Notfall kann er sich darauf herausreden, dass er nur Doublet gekannt und sonst von nichts gewusst hat. Also ist es unwahrscheinlich, dass Wohlwend selber etwas unternehmen wird, das wir verfolgen können — ausser dass er Gregorianu über Ihren Besuch benachrichtigen wird. Wenn wir die Hilfe der Polizei hätten, könnten wir Wohlwends Schritte besser beobachten . . .»

«Wohlwends Schritte vielleicht. Aber die Gregorianus kaum, wenigstens dann nicht, wenn er die Machtstellung hat, die man ihm zuschreibt.»

«Das ist wahr . . . Gregorianu ist ein so schlauer Fuchs. Jedermann weiss, dass seine Hände schmutzig sind, vielleicht auch blutig. Aber niemand hat ihm je etwas nachweisen können: er hat es viel zu gut verstanden, sich immer nach allen Seiten zu sichern und sich Menschen aller Art und in hohen Stellungen zu verpflichten. Er hat nur einmal unter direkter Anklage gestanden, kurz nach der Befreiung von Frankreich, aber . . .»

«Was war die Anklage?» fragte Philipp.

«Ach, die übliche . . . Zusammenarbeit mit dem Feind. Aber es stellte sich heraus, dass er so vielen Mitgliedern der Widerstandsbewegung geholfen hatte, dass seine Zusammenarbeit mit den Deutschen nur wenig ins Gewicht fiel, sogar wenn man ihm nicht ganz glaubte, dass sie nur und ausschliesslich im Interesse der Widerstandsbewegung erfolgt sei. Das ist es ja immer bei ihm: man glaubt ihm nicht, aber man kann ihm nichts nachweisen. Eben habe ich erfahren, dass er kürzlich wieder als Zeuge vorgeladen war in einer verwickelten Schiebungssache, die zum Teil noch auf die Kriegszeit zurückgeht. Natürlich war er unschuldig und nie dabeigewesen, wie immer. Doch eine gute Figur kann er nicht gemacht haben, denn Dutheils Flüchtlingsorganisation hat seine finanzielle Unterstützung abgelehnt.» Gerson lächelte

verschmitzt. «Und wenn die mal Geld nicht nehmen, da muss was ganz besonders faul sein.»

«Wissen Sie, was die Leute für einen Grund haben? Könnte es mit Almond zusammenhängen?»

«Nein. Vergessen Sie nicht, dass der Mann mancherlei auf dem Kerbholz hat. Er macht Geschäfte — und viele Geschäfte! — im kleinen wie im grossen. Aber er ist der Mann mit der weissen Weste. Er scheint so gut wie jedermann mal aus der Patsche geholfen zu haben, für Geld natürlich, aber immerhin. So hat er überall Guthaben, vermutlich auch in der Form von Mitwisserschaft. Damit hält er viele Leute in den Händen, kann überall Beziehungen spielen lassen . . . und sich aus allem herauswinden.»

«Und wir sitzen hier und warten», sagte Philipp langsam. Dann lehnte er sich vor, beide Hände auf den Tischrand stützend, und sprach in grosser Erregung: «Wenn wir Wohlwend erlauben, Gregorianu einfach zu benachrichtigen, und dann geduldig darauf warten, bis etwas geschieht . . . da wird der alte Gauner entweder gar nichts tun oder sich noch besser sichern. Wir dürfen keine Zeit verlieren!»

Gerson sah besorgt aus. «Was können wir tun?»

«Was fehlt uns denn? Einmal der Beweis, dass Almond seinen Ueberweisungsauftrag auf Veranlassung von Gregorianu sandte oder doch mit dessen Hilfe. Und ferner der Beweis, dass Gregorianu über irgendwelche Mittelsmänner, wovon Levelu sehr wohl einer sein mag, die hunderttausend Franken erhalten hat. Wenn wir eine Verbindung zwischen Wohlwend und Gregorianu nachweisen könnten, da wären wir schon ein ganzes Stück weiter.»

«Sie haben recht, Philipp.»

«Und wenn wir nur einmal so weit sind, dann haben wir vielleicht die Sache genug vorgetrieben, um die Polizei davon zu überzeugen, dass auch das Geld, das Almond auf sich trug, den gleichen Weg gegangen sein muss.»

«Das mag wohl sein . . .»

Katia brachte den Tee.

«Ich weiss, was wir tun können», erklärte Philipp eifrig. «Wenn es wahr ist, dass ich Wohlwend ein bisschen Angst machen konnte — dann kann ich vielleicht auch Gregorianu Angst machen? — Ich will zu Gregorianu gehen.»

«Sie, Philipp!» rief Katia ängstlich aus.

«Ich weiss nicht, ob das von gutem ist», warf Gerson bedächtig ein. «Sie dürfen Gregorianu nicht unterschätzen.»

(Fortsetzung folgt)